

"Ich sage nicht, wie es weitergeht" : Interview

Autor(en): **Meyer, Friederike / Emerson, Tom**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **29 (2016)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632892>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ein Dachelement für den Manifesta-Pavillon wächst in Winterthur: ETH-Studierende von Tom Emerson entwerfen, planen und bauen die Holzkonstruktion selbst siehe Seite 24.



Tom Emerson ist Architekturprofessor an der ETH Zürich. Seine Studierenden siehe Seite 22 bauen für die Kunstbiennale Manifesta 11 einen Holzpavillon in den Zürichsee.

«Ich sage nicht, wie es weitergeht»

Studierende der ETH Zürich haben ein neues temporäres Wahrzeichen von Zürich gebaut. Es ist das Ergebnis eines in der Schweiz noch viel zu selten praktizierten Lehransatzes.

Interview:
Friederike Meyer
Fotos:
Désirée Good

Am 11. Juni beginnt in Zürich die Manifesta 11. Die nomadisch veranlagte Kunstbiennale steht unter dem Motto «What people do for money. Some joint ventures». Der zentrale Veranstaltungspavillon, der Pavillon of Reflections, so die Idee von Manifesta-Kurator Christian Jankowski, wird auf dem Zürichsee schwimmen. Man kann dort baden, trinken, diskutieren, Filme schauen und in der Sonne liegen. Dreissig Architekturstudentinnen und -studenten des Studios Tom Emerson der ETH Zürich haben den Ort entworfen, geplant und gebaut.

Herr Emerson, es ist mutig, eine solch öffentliche und experimentelle Bauaufgabe in die Hände von Studierenden zu geben. Warum tun Sie das?

Tom Emerson: Wir verfolgen eine Lehre, die das Bauen und das Erforschen von Territorium und Landschaft vereint. Das sind keine separaten Disziplinen. Oft genug werden sie auseinandergehalten, die Architektur mit dem theoretischen Schwerpunkt und das Bauen. Aber eines kann ohne das andere nicht existieren. Die Art und Weise des Bauens beeinflusst die Art, wie wir Raum teilen, benutzen und besetzen. In den vergangenen Jahren haben wir mehrere 1:1-Projekte mit Studierenden gemacht. Der Pavillon ist bei Weitem das anspruchsvollste Projekt, das wir je mit Studierenden realisiert haben – in Bezug auf Grösse, Komplexität, Raumprogramm und Öffentlichkeit. Nicht zuletzt sind auch die vielen Beteiligten neu: die Manifesta, die Stadt, der Kanton, die Ingenieure. Wir haben zum

Beispiel gerade darüber diskutiert, wie wir verhindern können, dass der Schatten der schwimmenden Insel die Pflanzen im Seebett beeinträchtigt. Ein solch wichtiges Entwurfskriterium würde anderswo niemals Eingang in eine Studienaufgabe finden.

Wie fliessen die Erfahrungen der anderen Projekte des Studios Tom Emerson beim Pavillon of Reflections mit ein?

Zunächst etwas zu unserer Auffassung von Architekturlehre. In erster Linie geht es um die Arbeit im Kollektiv. Eine Gruppe, die ein gemeinsames Ziel verfolgt, ist viel ehrgeiziger als ein Einzelner. Wir können Aspekte vermitteln, die normalerweise als nicht lehrbar gelten: die Beziehung von Architektur und Arbeit, die Koautorenschaft unterschiedlicher Persönlichkeiten oder die Erfahrung, etwas in einem bestimmten Zeitrahmen fertigzustellen. Jedes Gruppenmitglied ist ein Architekt mit Ideen und Ambitionen. Wir haben inzwischen gelernt, wie man diese Individuen auf eine Linie bringt, sodass sie das Gefühl haben, das gemeinsame Ziel sei auch ihr Ziel. Sich zum Vorteil der Gemeinschaft zurückzunehmen, das ist ganz wichtig für Architekten.

Wie bringen Sie Individuen auf eine Linie?

Indem wir ihnen verständlich machen, dass sie gemeinsam viel aufregendere und radikalere Sachen machen können. Das braucht Zeit. Aber meist macht es irgendwann Klick, und die Ellbogen der Individualität knicken ein. Dann gibt es den phantastischen Moment, wenn plötzlich alle ihre Verantwortung für das Gesamtprojekt spüren, verstehen, dass die gesamte Gruppe von ihnen abhängt. Wenn einer dem anderen vertraut, entsteht etwas, das grösser ist als jedes einzelne Teil.

Die Londoner Architektengruppe Assemble hat 2015 den Turner-Preis bekommen. Erstmals wurde ein Kollektiv mit dem grössten britischen Kunstpreis ausgezeichnet. Inwiefern ist Ihr Lehransatz eine Reaktion auf das Ende des Bildes vom genialen Architekten?

Unser Lehransatz ist nicht neu. Ob es nun die Gruppe Assemble ist, deren Mitglieder übrigens vor Jahren zum Teil meine Studenten waren, oder die 1:1- beziehungsweise Design-Build-Projekte an Universitäten – die geänderte Haltung zum Bauen zeigt sich an vielen Stellen. Als ich Student war, lasen wir nicht John Ruskin und William Morris. Heute sind ihre Bücher wieder auf den Tischen der Studierenden. Die Architectural Association in London zeigt gerade eine Ausstellung über den Selbstbaupionier Walter Segal. Nach fast dreissig Jahren ist er zurück auf der Bildfläche. Die Veränderungen in der Gesellschaft sind ethischer und technischer Natur. Das berührt auch das Thema der Manifesta. In den vergangenen zwanzig Jahren hat die digitale Technologie die Kreativität beeinflusst. Die Finanzkrise hat die Einsicht genährt, dass Technologie nicht das stärkste Werkzeug ist. Einerseits fordert sie eine hochspezialisierte Ausstattung, andererseits hat sie in Bezug auf die physische Interaktion eine grosse Leere hinterlassen. Wir erleben derzeit ein Revival der ökologischen Verantwortung, arbeiten viel mehr mit den Bedingungen vor Ort, denken kleiner, überschaubarer.

Dreissig Studierende sind vielleicht gerade noch überschaubar. Wie haben Sie die Entwurfsphase organisiert?

Wir teilen die dreissig Studierenden in Gruppen mit vier bis fünf Leuten. Jede Gruppe hat eine Aufgabe. Entwurf, Konstruktion, Fundation, Verbindungen, Struktur, Ausbau, Dokumentation et cetera. Alle arbeiten an ihrem Detail, den Stützen, dem Boden, den Handläufen, dem Dach. Jeder will das Beste, packt alle Kraft in seinen Bereich. Wenn dann alles zusammenkommt, dreht die Gruppe an den Reglern. Das eine muss sich dem anderen unterordnen, manches wird leiser, anderes lauter. Dann ordnen wir alles neu, schauen auf die Stellen, an denen Stützen und Dach aufeinandertreffen. Das haben die Studierenden zum grossen Teil selbst organisiert.

Der Entwurf nennt Referenzen zur Piazza Piccolomini in Pienza und zum Teatro del Mondo von Aldo Rossi. Wie sind diese entstanden?

Eine Referenz ist eine gute Abkürzung für eine Entscheidung. So gab es den Wunsch, ein Modell, ein Bild zu finden. Jemand aus der Gruppe sprach von einer Art Proto-Urbanismus – einem Platz mit Gebäuden drumherum. Der italienische Platz diente als Modell für einen europäischen Stadtplatz. Wir übersetzten das in einen Raum, der umringt ist von einer Bar, einer Leinwand, einem Sonnendeck und einer Tribüne für das Theater. Wir wollten einen Raum

schaffen, weniger ein Objekt. Als wir uns darauf geeinigt hatten, verschwanden die Referenzen ziemlich schnell. Sie waren also nur ein Schritt zu einer räumlichen Idee.

Wie fielen Entscheidungen?

Zu Beginn gibt es immer viele Abstimmungen. Dann lernt sich die Gruppe kennen, sieht, wie jemand arbeitet, welche Ziele er oder sie hat, dass nicht jeder, der laut spricht, unbedingt das beste Ergebnis bringt. Langsam lernt sie, Entscheidungen zu treffen, versteht, dass der Kompromiss nicht die beste Lösung ist, und entwickelt eine Art Schwarmintelligenz. Das ist faszinierend und mit jeder Gruppe anders. Zu Beginn hatten wir eine, zwei Situationen, in denen eine Entscheidung schwierig war. Dann riefen mich die Studierenden an. Wahrscheinlich hatten sie erwartet, dass ich sagen würde, wie es weitergeht. Aber ich habe das nie gemacht. Das schwächt den Prozess.

Haben Sie die Gruppe auch scheitern lassen?

Ja, das ist sehr wichtig. Wir haben die Studierenden lediglich auf bestimmte Dinge aufmerksam gemacht, bevor sie passieren. Aber sie haben jeweils selbst entschieden, ob sich ein Extraaufwand lohnt.

Die Bauherren reden aber auch mit?

Natürlich. Die Manifesta ist unsere Auftraggeberin, sie unterstützt uns und sagt genau, was sie braucht. Eine gute Beziehung zwischen Bauherrschaft und Architekten. Auch die Unterstützung der Stadt ist immens. Sie ist einer der grossen Geldgeber für die Manifesta, und sie will das Experiment. Aber natürlich haben wir auch erfahrene Fachleute im Team. Diese werden von den Projektleitern in meinem Team, Adrian Heusser und Boris Gusic, koordiniert und arbeiten direkt mit den Studierenden zusammen. Der Pavillon ist ein öffentliches Gebäude, er muss alle Standards erfüllen. Wir sorgen für den Rückhalt, aber die Studierenden machen die Arbeit, finden Lösungen. Auch die Kommunikation mit dem Bauherrn organisieren sie selbst.

Einen Pavillon bauen scheint vor allem auch eine handwerkliche Herausforderung zu sein. Welchen Lernprozess beobachten Sie?

Wenn nicht jeder präzise arbeitet, funktioniert es nicht. Aber das Handwerk ist nicht das Hauptziel des Projekts. Es ist immer hilfreich, ein guter Handwerker zu sein, aber es ist nicht notwendig, um ein guter Architekt zu werden.

Was ist das Hauptziel?

Es geht darum, den Bauprozess zu durchleben, die Zusammenhänge zu verstehen. Eine Holzkonstruktion ist vergleichsweise einfach. Komplex wird es weniger durch das Zusammenfügen als vielmehr aufgrund des Entwurfs, der Grösse, der Wiederholung von Details. Zeit, Arbeit und Materialität, das hängt alles zusammen. Das Hauptziel ist, dass die Studierenden mehr wissen über den physischen Akt des Bauens, dass sie verstehen, welche Auswirkungen eine Linie hat, die sie zeichnen. ●

Pavillon of Reflections, 2016

Auf dem Zürichsee vor dem Bellevue, Zürich
Bauherrschaft:
Manifesta 11, Zürich
Architektur:
Studio Tom Emerson
Mitarbeit:
Christina Albert, Lorenzo Autieri, Vera Bannwart, Alexander Bradley, Arthur de Buren, Jonatan Egli, Josephine Eigner, Kathrin Füglistner, Michelle Geillinger, Rudolf Goldschmidt, Dimitri Häfliger, Hannes Hermanek, Thierry Jöhl, Donia Jornod, Ricardo Joss, Philipp Kraus, Roberto Leggeri, Lukas Loosli, Jonas Meylan, Karin Pfeifer, Jeremy Ratib, Nancy Reu-land, Daria Rey, Hanna Schössler, Valentina Sieber, Anna Maria Stallmann, Kaspar Stöbe, Anastasia Vaynberg, Claartje Vuurnans, Sonja Widmer, David Moser, Noël Picco, Lena Stolze, Lukas Fink, Micha Ringger, Milena Buchwalder, Beatriz Klettner Soler, Iela Herrling, Christoph Junk, Nemanja Zimonjic, Karl Rühle, Marcel Aubert
Bauleitung:
Adrian Heusser, Boris Gusic
Beteiligte: Holzbaubüro Reusser, Winterthur; Willy Stäubli AG, Horgen; Handholzwerk Hannes Jedele, Winterthur
Beteiligte Firmen:
Konrad Keller AG, Unterstammheim; SFS Uni-market, Münchenstein; Geillinger, Winterthur; Robert Bosch AG, Solothurn; Kunstgiesserei St. Gallen, St. Gallen; Eternit, Niederurnen; Stahlbau Pichler Schweiz, Zürich

Im Video erzählen die Studierenden, was sie gelernt haben:

www.hochparterre.ch

Wir machen **Zeitreisen**

spinform

